

Ein kleines Licht

Autor(en): **Tolstoi, Leo N.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1933-1934)**

Heft 23

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-673063>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am häuslichen Herd.



XXXVII. Jahrgang

Zürich, 1. September 1934

Heft 23

Vevey.

Blauer Himmel, blaue Wogen,
Rebenhügel um den See,
Drüber blauer Berge Bogen,
Schimmernd weiß im reinen Schnee.

Wie der Kahn uns hebt und wieget,
Leichter Nebel steigt und fällt,
Süßer Himmelsfriede liegt
Über der beglänzten Welt.

Stürmend Herz, tu auf die Augen,
Sieh umher und werde mild:
Glück und Frieden magst du saugen
Aus des Doppelhimmels Bild.

Spiegelnd sieh die Flut erwidern
Turm und Hügel, Busch und Stadt:
Also spiegle du in Liedern,
Was die Erde Schönstes hat.

Carl Simrod.

Ein kleines Licht.

Von Leo N. Tolstoi.

Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Auge um Auge und Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem übel. (Matth. V. 38, 39.)

Die Geschichte spielt zur Zeit der Leibeigenschaft. Herren gab es damals alle möglichen. Es gab solche, die an ihre Sterbestunde und an Gott dachten und mit den Menschen Mitleid hatten, und es gab Hunde — wollen's ihnen lieber nicht nachtragen. Die allerschlimmsten aber waren aus dem Stande der Leibeigenen. „Im Staube geboren, zum Herrschen erkoren!“ Sie machten den Leuten das Leben richtig zur Hölle.

Ein solcher Verwalter trieb sein Wesen auf einer herrschaftlichen Besitzung. Die Bauern waren im Frondienst. Land war viel da, der Boden gut und Wasser und Wiesen und Felder. Es hätte für alle gereicht — für den Herrn wie

für die Bauern. Der Herr aber hatte als Verwalter einen früheren Leibeigenen von einem andern Erbgut eingefeset.

Der hatte die Macht an sich gerissen und saß den Bauern im Nacken. Er war Familienvater — hatte Frau und zwei verheiratete Töchter. Hatte sich Geld verdient und hätte recht gut gottesfürchtig leben können, war aber auf alles neidisch und mit der Sünde so recht verschwägert. Er begann damit, daß er die Bauern außer der Zeit zum Frondienst trieb. Legte eine Ziegelei an, ließ alle Männer und Frauen schwer arbeiten und verkaufte die Ziegel. Die Bauern gingen zum Gutsherrn nach Moskau, um sich zu beklagen; es kam aber nichts dabei heraus. Der Herr schickte die Leute fort und ließ den Verwalter gewähren. Als der erfuhr, daß die Bauern sich beschwert hätten, begann er

sich an ihnen zu rächen. Da wurde das Leben der Bauern noch schwerer. Es fanden sich Verräter unter ihnen: die zeigten sich gegenseitig an und schoben einer den anderen vor. So wurden die Leute uneinig, und der Verwalter wurde immer bössartiger.

Schließlich kam es soweit, daß die Leute ihn wie ein wildes Tier fürchteten. Ritt er durchs Dorf, so versteckten sich alle vor ihm, wie vor einem Wolf. Das bemerkte der Verwalter wohl und wurde noch wütender darüber, daß man Angst vor ihm hatte. Durch Schläge und Arbeit trieb er die Leute zum äußersten.

Es war vorgekommen, daß man solche Bösewichter aus dem Wege geräumt hatte, und die Bauern begannen auch darüber zu reden. Sie kamen heimlich zusammen, und ein Beherzter sagte wohl: „Sollen wir diese Schinderei noch lange ertragen! Er verschwindet einfach eines Tages; — solchen Menschen totschiagen ist keine Sünde.“

Einmal versammelten sich die Bauern kurz vor Ostern im Walde: der Verwalter hatte sie hingeschickt, um den herrschaftlichen Wald durchzuforschten. Um Mittag kamen sie zusammen und fingen an zu reden:

„Was sollen wir jetzt anfangen? Er rottet uns ja mit Stumpf und Stiel aus. Schindet uns derart, daß Mann und Weib Tag und Nacht keine Ruhe haben. Ist ihm etwas nicht nach der Mühe, — gleich bricht er los und peitscht uns. Semjon ist an seinen Peitschenhieben gestorben, Anisima hat er im Block zu Tode gequält. Worauf wollen wir noch warten? Kommt er heut' Abend hierher und fängt wieder an zu schimpfen, dann reißen wir ihn einfach vom Pferde, schlagen ihn mit dem Beil über den Kopf, und fertig. Verscharren ihn irgendwo wie einen Hund, und kein Hahn kräht danach. Aber die Bedingung ist: alle zusammenhalten. Keiner den anderen verraten.“

So sprach Wassili Minajew. Er hegte den ärgsten Haß gegen den Verwalter. Jede Woche peitschte der ihn, hatte ihm seine Frau abspenstig gemacht und sie als Köchin zu sich genommen.

In dieser Weise redeten die Bauern. Abends kam der Verwalter. Er kam zu Pferde und begann sofort zu schimpfen, es sei nicht richtig durchgeforschet. In einem Haufen entdeckte er eine kleine Linde.

Ich hab' nicht befohlen, daß ihr Linden fällen

sollt. Wer hat das getan? Heraus mit der Sprache, sonst peitsche ich alle miteinander.“

Er forschte nach, in wessen Reihe die Linde gestanden. Man wies auf Sidor. Der Verwalter schlug ihm das ganze Gesicht blutig. Auch Wassili wurde mit der Riemenpeitsche gehauen, weil sein Haufen zu klein sei; dann ritt der Verwalter nach Hause.

Abends kamen die Bauern wieder zusammen, und Wassili begann:

„Ach Leute! Ihr seid ja keine Menschen, sondern Sperlinge. „Wir halten zusammen, halten zusammen!“ heißt es erst. Wird's dann aber Ernst, so verkriechen sich alle. Gerade so, wie die Sperlinge gegen den Habicht sich verschworen: „Keinen verraten, keinen verraten, wir halten zusammen, zusammen.“ Sobald der Habicht aber heransfliegt — alle in die Nesseln. Der Habicht packt, wen er haben will, und schleppt ihn fort. Jetzt kommen die Sperlinge heraus: Tschiwik, tschiwik — da fehlt einer. Wer fehlt denn? Wanjka? Ach der! Dem geschieht ganz recht, der hat es verdient.“ Gerade so seid ihr. Was einmal abgemacht ist, muß doch auch gelten. Als er auf Sidor losging, hättet ihr euch zusammentun und ein Ende machen sollen. So aber heißt es erst: keinen verraten, keinen verraten, wir halten zusammen, zusammen; kommt er dann aber geflogen, kriecht alles in den Busch.“

So redeten die Bauern immer häufiger und verabredeten schließlich, den Verwalter umzubringen. In der Charwoche teilte der Verwalter den Bauern mit, sie sollten sich bereit halten, zum Fest die Haferfelder des Herrn zu pflügen. Das erbitterte die Bauern; sie versammelten sich am Charfreitag auf dem Hinterhof bei Wassili und begannen wieder zu reden:

„Der Mensch ist gottvergessen, daß er solche Dinge tut; wir müssen ihn totschiagen. Zugrunde gehen wir sowieso.“

Zu ihnen gesellte sich auch Peter Michejew. Der war ein friedlicher Bauer, der an den Beratungen nicht teilnahm. Er hörte ihre Reden an und sagte:

„Was ihr da ausgedacht habt, Brüder, ist eine schwere Sünde. Ein Leben vernichten — ist von großer Bedeutung. Ein fremdes vernichten, ist nicht schwer, aber was wird dann aus dem eigenen? Der Mann tut Böses, und Böses steht ihm bevor. Wir aber müssen ausharren.“

Wassili ärgerte sich über diese Worte.

„Immer dieselbe Leier,“ sagte er. „Gewiß ist es Sünde, einen Menschen umzubringen. Aber es kommt doch darauf an, wer der Mensch ist. Einen guten umbringen, ist Sünde, solchen Hund aber — ist ein gottgefälliges Werk. Ein toller Hund muß schon aus Mitleid mit den Menschen totgeschlagen werden. Läßt man ihn leben, so ist die Sünde noch viel größer. Wieviel Menschen richtet der zugrunde? Wenn wir dann auch leiden müssen, so geschieht es doch der anderen wegen. Die anderen werden uns dankfagen. Stehen wir aber da und reißen's Maul auf, so richtet er alle zugrunde. Was du da sagst, Micheitsch, ist Unsinn. Ist etwa die Sünde geringer, daß wir an Christi Feiertag alle zur Arbeit gehen? Du selbst wirst nicht hingehen.“

Micheitsch antwortete:

„Warum nicht? Wenn ich hingeschickt werde, pflüge ich. Nicht für mich. Gott weiß schon, wer die Sünde begeht. Wir dürfen Ihn nicht vergessen. Ich spreche ja nicht für mich, Freunde. Wenn uns gelehrt wäre, Böses mit Bösem zu vergelten, würden wir nach Gottes Gebot handeln; uns ist aber das Gegenteil gesagt. Wer Böses mit Bösem vergilt, der macht sich des Bösen teilhaftig. Einen Menschen töten, ist nicht schwer! Aber sein Blut bleibt an deiner Seele kleben. Einen Menschen töten, heißt, sich die Seele mit Blut befudeln. Du glaubst, wenn du einen Menschen tötest, rottest du etwas Böses aus. In Wirklichkeit entwickelst du das Böse in dir nur noch mehr. Beug dich vor dem Unglück, so beugt sich das Unglück vor dir.“

So kamen die Bauern zu keinem Entschluß: die Meinungen waren geteilt. Die einen denken wie Wassili, die anderen stimmen Peters Worten bei: wollen keine Sünde begehen, sondern ausharren.

Den ersten Festtag feiern die Bauern. Abends kommt der Schulze mit den Schreibern aus dem Herrenhause und sagt: Der Verwalter Michael Semjonowitsch hat befohlen, die Bauern für morgen zu bestellen; sie sollen alle das Haferfeld pflügen. Der Schulze geht mit den Schreibern durch das Dorf und teilt allen mit, daß sie am nächsten Tage kommen; die einen auf die andere Flußseite, die anderen an die Landstraße. Die Bauern beklagen sich bitter, wagen aber nicht, ungehorsam zu sein, sondern fahren am nächsten Morgen mit ihren Pflugscharen hinaus und beginnen zu pflügen. In

der Kirche wird zur Frühmesse geläutet, überall feiern die Leute das Osterfest — die Bauern pflügen.

Michael Semjonowitsch, der Verwalter, erwachte nicht gerade früh und ging durch's Haus: alle Familienglieder, seine Frau und die verwitwete Tochter, die zum Fest gekommen war, machten sich zurecht und putzten sich; ein Knecht spannte an, sie fuhren zur Messe und kehrten dann zurück. Eine Magd setzte den Samowar auf, dann kam der Verwalter, und man trank Tee. Beim Teetrinken steckte Michael Semjonowitsch sich eine Pfeife an und ließ den Schulzen rufen.

„Nun?“ meint er, „sind die Bauern zum Pflügen bestellt?“

„Jawohl.“

„Sind denn alle hinausgefahren?“

„Ja. Ich habe ihnen selbst die Plätze angewiesen.“

„Angewiesen, angewiesen! Ich frage: Pflügen sie? Fahr' hin, sieh' nach und sag', nachmittags käme ich selbst. Eine Desjätine muß gepflügt sein, und zwar gut. Wenn ich ein ungepflügte Stück finde, werd' ich mich um den Feiertag nicht kümmern.“

„Zu Befehl.“

Der Schulze will schon gehen, aber Michael Semjonowitsch ruft ihn zurück. Er ruft ihn zurück, aber stockt dann, weiß nicht recht, was er sagen will. Endlich bringt er heraus:

„Die Sache ist die: Horch doch einmal hin, was die Kerls über mich reden? Wer schimpft, und wie — erzähl' mir alles wieder. Ich kenne die Bande: arbeiten wollen sie nicht, ewig auf der Bärenhaut liegen und herumlungern. Fresen und feiern — das lieben sie; daß man aber pflügen muß, um zu ernten, daran denken sie nicht. Also gib mal genau acht, was sie reden, und wer etwas sagt. Ich muß das wissen. Paß gut auf und erzähl' mir alles wieder.“

Der Schulze machte Kehrt, ging hinaus, stieg aufs Pferd und ritt zu den Bauern aufs Feld.

Die Frau des Verwalters hatte die Unterhaltung ihres Mannes mit dem Schulzen gehört. Sie kam jetzt zu ihm und begann ihn zu bitten. Sie war ein stilles, gutherziges Wesen. Wo sie nur konnte, besänftigte sie ihren Mann und trat für die Bauern ein.

Sie kam also zu ihrem Gatten und bat:

„Mischenka, Liebster, sündige nicht an solch hohem Feiertage; um Christi willen entlaß die Bauern.“

Michael Semjonowitsch achtete nicht auf die Worte seiner Frau; er lachte ihr ins Gesicht:

„Hast wohl lange die Peitsche nicht gespürt, daß du üppig wirst, und dich in Dinge einmischst, die dich nichts angehen?!“

„Mischenka, Lieber, ich habe einen schlimmen Traum gehabt; hör' auf mich, laß die Bauern gehen.“

„Hab' ich nicht recht, wenn ich immer sage, du bist zu fett geworden! Denkst, die Peitsche dringt nicht mehr durch! Aber paß auf!“

Semjonowitsch wurde wütend, stieß der Frau die brennende Pfeife in die Zähne, jagte sie fort und befahl, das Mittagessen zu bringen. Er aß Sülze, Pasteten, Suppe mit Schweinefleisch, Spanferkeln, Milchnudeln, trank Kirschbranntwein und speiste süßen Kuchen. Dann rief er die Köchin zu sich, ließ sich von ihr etwas vorsingen und spielte selbst auf der Gitarre.

So saß Michael Semjonowitsch in heiterster Gemütsverfassung, stieß auf, klimperte auf dem Instrument und schäkerte mit der Köchin. Da trat der Schulze ein, verbeugte sich und wollte melden, was er auf dem Felde gesehen.

„Na, wie ist's? Pflügen sie? Werden sie mit dem Streifen fertig?“

„Über die Hälfte ist gepflügt.“

„Keine schlechten Stellen?“

„Hab' keine gesehen. Pflügen gut, schon aus Angst.“

„Ist die Krume aber auch gut?“

„Schön weich, bröckelt wie Mohn.“

Der Verwalter schwieg einen Augenblick.

„Aber was sagen sie von mir, schimpfen sie?“

Der Schulze wollte nicht recht mit der Sprache heraus, aber Michael Semjonowitsch befahl ihm, die ganze Wahrheit zu sagen.

„Nur nichts verschweigen: sind ja nicht deine Worte, sondern ihre. Sagst du die Wahrheit, so belohne ich dich; verheimlichst du etwas, so mußt du dich nicht wundern, wenn ich dich ganz gehörig verhaue. He, Katjuscha, gib ihm doch mal einen Schnaps, daß er Mut kriegt.“

Die Köchin ging und holte dem Schulzen einen Schnaps. Der trank dem Verwalter zu, wischte sich den Mund und begann zu reden. „Ist ja ganz egal,“ denkt er, „ich kann nichts dafür, daß sie ihn nicht loben; ich sag' die Wahrheit, wie er es befiehlt.“ Und der Schulze faßte sich ein Herz und begann zu berichten.

„Sie murren, Michael Semjonowitsch, murren.“

„So? Was sagen sie denn? Erzähl' doch.“

„Sie sagen: er glaubt nicht an Gott.“

Der Verwalter lachte auf.

„Wer hat das gesagt?“

„Alle. Sie sagen, er muß sich dem Bösen verschrieben haben.“

Wieder lachte der Verwalter.

„Das ist gut,“ meint er, „aber erzähl' einzeln, was sagt zum Beispiel Wassili?“

Der Schulze wollte seine Mitbauern nicht verraten, aber zwischen Wassili und ihm bestand schon lange Feindschaft.

„Wassili schimpft am aller schlimmsten.“

„Was sagt er denn, erzähl' doch.“

„Es ist schrecklich: ‚Der wird einmal ohne Beichte sterben‘ — sagt er.“

„Ei, der Bursche!“ meint der Verwalter.

„Was sackelt er denn noch lange und schlägt mich nicht einfach tot. Hat wohl keinen Mut? Schon gut, Waszka, wir rechnen schon miteinander ab. Wie steht's denn mit Tischka? Ich denke, der Hund hat auch . . .“

„Alle reden böse.“

„Was sagen sie?“

„Es ist ekelhaft niederzugeben.“

„Was heißt ekelhaft; nur nicht bange, heraus damit.“

„Sie sagen: der Bauch möge ihm pläzen, und die Gedärme heraustreten.“

Darüber freute sich Michael Semjonowitsch und lachte sogar.

„Werden schon sehen, bei wem sie zuerst heraustreten. Wer sagt das? Tischka?“

„Gutes hat niemand gesagt, alle schimpfen, alle drohen.“

„Aber Peter Michejew, was sagt der? Schimpft wohl auch, der Schweinehund?“

„Nein, Michael Semjonowitsch, Peter schimpft nicht.“

„Nun, was sagt er denn?“

„Er ist der einzige von allen Bauern, der nichts gesagt hat. Ein Sonderling. Ich hab' mich über ihn gewundert, Michael Semjonowitsch.“

„Wieso?“

„Was der fertig gebracht hat! Alle Bauern waren starr.“

„Was hat er denn getan?“

„Es ist wunderbar. Ich reite auf ihn zu. Er pflügt auf dem schrägen Streifen an der Turkinhöhe. Als ich herankomme, höre ich jemanden singen; das kommt so schön und zart heraus, und auf dem Pfluge, zwischen den Deichselarmen, leuchtet etwas.“

„Nun?“

Leuchtet gleichmäßig ein kleines Feuer. Ich reite dicht heran und sehe, da ist ein Fünfspeifenwachslicht am Querholz angeklebt, das brennt und wird vom Winde nicht ausgelöscht. Er selbst trägt ein neues Hemd, pflügt und singt Feiertagslieder. Er wendet und hebt den Pflug aus, aber das Licht erlischt nicht. Vor meinen Augen hat er ausgehoben, den Kiesel umgelegt, eine neue Furche angefangen — das Licht brennt immerfort.“

„Hat er etwas gesagt?“

„Nein. Nur als er mich sah, hat er mir den Osterfuß gegeben und dann wieder gesungen.“

„Hast du nicht mit ihm gesprochen?“

„Nein, die Bauern kamen heran und lachten ihn aus: „der Mischeitsch“, sagten sie, „macht sein Lebtag die Sünde nicht wieder gut, daß er am Ostertage gepflügt hat.“

„Was hat er darauf erwidert?“

„Er hat nur gesagt: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Dann hat er wieder den Pflug angefaßt, das Pferd angetrieben und mit seiner feinen Stimme gesungen. Das Licht aber brennt immer weiter.“

Der Verwalter hörte auf zu lachen, legte die

Gitarre hin, senkte den Kopf und dachte nach.

So saß er eine ganze Weile, schickte die Köchin und den Schulzen fort, ging hinter den Vorhang, legte sich aufs Bett und seufzte und ächzte so schwer wie ein mit Garben beladener Wagen. Seine Frau kam und begann mit ihm zu reden; er gab keine Antwort. Sagte nur:

„Er hat mich besiegt. Jetzt bin ich soweit.“

Sein Weib redete ihm zu:

„Reit' doch hinaus und laß die Leute gehen. Vielleicht ist gar nichts. Hast doch sonst alles mögliche fertig gebracht, wie kannst du jetzt auf einmal so den Mut verlieren?“

„Ich bin verloren,“ sagte er, „er hat mich besiegt. Geh' fort, so lange du noch unverfehrt bist. Was hier geschehen ist, geht über deinen Verstand.“

Und er stand nicht auf.

Am nächsten Morgen erhob er sich und ging seiner Beschäftigung nach. Aber das war schon nicht mehr der frühere Michael Semjonowitsch: offenbar hatte sein Herz gelitten. Er wurde trübsinnig und tat nichts mehr. Saß beständig zu Hause. Sein Regiment dauerte nicht mehr lange. Petrifasten kam der Gutsherr. Er läßt



Kartoffelernte bei Malans.

Phot. J. Sik, Pans.

den Verwalter rufen — der ist krank; am nächsten Tage: — wieder krank. Der Herr erfuhr, daß er krank und enthob ihn seines Postens. Jetzt lebte Michael Semjonowitsch untätig unter dem Gesinde. Sein Trübsinn nahm noch zu, er verbummelte ganz und gar, vertranft

alles und sank so tief, daß er seiner Frau Lütcher stahl und in die Schenke trug. Sogar die Bauern hatten Mitleid mit ihm und gaben ihm bisweilen etwas, um sich nüchtern zu trinken. Er lebte kein Jahr mehr nach jenem Vorfall. Ging am Trunke zugrunde.

Wegleitung.

Ich will! Das Wort ist mächtig;
ich soll! Das Wort wiegt schwer.
Das eine spricht der Diener,
das andre spricht der Herr!

Laß beide eins dir werden
im Herzen ohne Groll;
es gibt kein Glück auf Erden
als wollen, was man soll! Friedrich Sahn.

Das Sternenberger Land.

(Schluß.)

Könnte Jakob Stutz, der seine Jugendzeit in Ssikon, in der Mühle Balchenstall und derenden, eine lange Spanne seines späteren Lebens dagegen im Sternenberg zubrachte, nochmals zurückkommen und Umschau halten in seiner geliebten Matt, so würde er wohl in erster Linie seine Zelle vermissen. De Heiri us em Chouspel, de Grof i der Matt, 's Fefe Satteli und 's Fefe Hanseli, 's Tödli i der Bache, 's Schnurrebergers Annelisi, 's Köppels Marie u. a. würden ihn nicht erkennen, und 's Karlis Frau endlich würde sich durchs Stubenfenster fast „d' Auge usluege“ und sprechen: „Boß Hund! was ist echt das für eine, wo dert duri chunnd? was wott er echt? woher chunnt nu de und wo anne wott er?“ Aber im großen ganzen fände Stutz alles so, wie einst; abgesehen von einem „Flarz“, der vor Jahren abbrannte und in dem sehr wahrscheinlich seine nach der Matt verheirateten Schwestern, Anna und Elisabetha, gewohnt hatten.

Das soeben genannte „Flarzhaus“ bildet nicht den allgemeinen, aber einen in Berg und Tal des Sternenberger Gebietes stark verbreiteten Haustypus. Es bestimmte einst das Aussehen ganzer Dörfer des oberen Lößtals; heute vereinigt es sich höchstens noch zu Weilern. Vielfach dient die Küche als Eingang. An der Sonnenseite befindet sich die Stube mit Reihenfenstern, welche die ehemalige Hausindustrie so erforderte: in der Stube steht der Webstuhl; der „Ofenballen“ oder eine Treppe in Küche oder Gang führt zu den Kammern im Obergeschloß. All diese Häuschen in Ständerbau, zum Teil verschindelt, mit weit ausladenden flachen Dächern, vertauschten erst in neuerer

Zeit die Schindeln durch Ziegel oder Schiefer. Das Flarzhaus deutet die Wendung von der Landwirtschaft zur Hausindustrie an und tritt überall da auf, wo die Landwirtschaft der Bevölkerung keinen genügenden Unterhalt zu bieten vermochte. Das Wohnen von fünf bis sechs Familien „Wand an Wand“ unterm selben Dach zeitigt bei gespanntem nachbarlichem Einvernehmen gelegentlich Auswüchse und „Blüten“, die lediglich dem Unbeteiligten Freude bereiten.

Auf sonnigem aussichtreichem Höhenweg erreicht man von der Matt aus an der Bäckerei — der einzigen in weitem Umkreis — vorbei nach kurzer Wanderung Sternenberg mit seinem herrlich gelegenen, malerischen und heimatfrohen Kirchlein. Der Ort besteht nur aus Kirche, Pfarrhaus, Gasthaus, Schul- und Gemeindegemeindehaus (unter einem Dache) und dem Konsum. Die vielen Höfe und Weiler, die sonst noch nach Sternenberg eingepfarrt sind, liegen zerstreut auf den Höhen, an den Hängen und in den stillen Gründen. Wie sonst nirgends in diesem Maße auf Zürcher Boden ist im Sternenberger Gebiet die alamannische Hofriedelung heimisch. Der bebaubare Grund rings um das Dorf besteht aus Wiesland und etwas Ackerland, das sich für den Anbau von Kartoffeln, Rüben und etwas Hanf, nicht dagegen für Weizen, eignet. Da die Erträgnisse des Bodens karg sind, beschäftigte sich früher ein großer Teil der Bewohner neben der Hausweberei besonders im Winter mit Dreherei, Küblerei, „Schnäflerei“ (Anfertigung von Rechen, Gabeln, Schaufeln, Schindeln, Schlitten, Schüsseln, „Chellen“ und „Chlöppli“ und „Krättlerei“ (Körbchen aller Größen und Zainen). Diese Winterarbei-